



GEBORGENE KINDHEIT

Die Vorliebe meines Vaters für Sprachen

Jedes Detail aus dem Lebenslauf einer Person kann einen tieferen Sinn in sich bergen, der vielleicht erst zu einem späteren Zeitpunkt offenbar wird.

Die Geschichten der Geschöpfe dieser Erde sind miteinander verwoben, keines könnte ohne die anderen sein. Analog vereinen sich die Bausteine unseres Lebens mit denen fremder Schicksale. Würde bloß ein Halt gebender Baustein daraus entfernt werden, würde eine Gebäudekette einstürzen.

Das erinnert mich an meinen Vater, der mir erzählt hat, welch wissbegieriges Bürschchen er als Kind (in den 1920er-Jahren) gewesen ist und dass speziell sein Sprachlehrer in der Schule es ihm angetan hatte. Dieser Lehrer konnte die vorgeschriebenen Sprachen so interessant unterrichten, dass mein Vater Spaß daran fand, sich auch noch mit Nicht-Pflicht-Fremdsprachen zu befassen, etwa mit den slawischen, die nicht in der Schule gelehrt wurden. Sein Lehrer ging darauf ein und erteilte meinem Vater in freien Nachmittagsstunden zusätzlichen kostenlosen Unterricht. Auch erlaubte er ihm, sich aus seiner reichhaltigen Bibliothek fremdsprachige Bücher auszuleihen.

Alles war mehr oder weniger ein Spiel, eine »Rose«, die am Wege duftete und von meinem Vater in »Sturm und Drang« ge-

pflückt wurde, ohne nach einem tieferen Sinn zu fragen. Wie hätte er als Jugendlicher auch ahnen können, wie ernst dieses Spiel einmal werden sollte, 13 Jahre später, als der Zweite Weltkrieg ausbrach und er als einfacher Soldat an die Front geschickt wurde. Zweifellos wäre er in irgendeinem Schützengraben – besser: »Schützengrab« – liegen geblieben, wenn er nicht alsbald aufgrund seiner Sprachkenntnisse von der Front zurückbeordert worden wäre, um an weniger gefährlicher Position Übersetzerdienste zu leisten. Eine Erfahrung aus der Jugendzeit hat meinem Vater das Leben gerettet und ihm gestattet, es an mich weiterzugeben ..., sodass auch ich meine Existenz jenem mir unbekanntem Sprachlehrer mitzuverdanken habe, der seinerzeit bereit gewesen ist, einen neugierigen Schüler ernst zu nehmen und dessen Wissensdurst unter Hintanstellung der eigenen Freizeit zu stillen.

Oft ahnen wir nichts vom Sinn, schon gar nicht vom Sinn der »Dornen«, die uns beim »Rosenpflücken« stechen, und doch kann jedes Detail aus unserem Lebenslauf zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort seine große Bedeutung haben; für uns und für die Gemeinschaft, der wir angehören ...

Einst hatte ich eine Patientin, die in selbstmörderischer Absicht aus dem Fenster gesprungen war, weil sie glaubte, sie sei nichts wert, sei »nichts Besonderes« und es sei völlig egal, ob sie da sei oder nicht. Aber es war nicht egal, weil sich mit ihrem vorzeitigen Tod der Sinn vieler Geschehnisse ihres Lebens, der auf einen späteren Zeitpunkt hin angelegt gewesen sein mochte, nicht mehr hätte erfüllen können. Wer garantierte ihr denn, dass ihr nicht irgendwann und irgendwo eine Aufgabe zufallen würde, die nur jemand mit *ihren* Erfahrungen erledigen konnte, nur jemand mit *den* »Rosen« in der Hand, die *sie* gepflückt hatte, oder jemand mit *den* Wunden, die *ihr* die »Dornen« gerissen haben? Wir wissen oft nicht, wofür etwas gut ist, das mit uns geschieht,

aber gut ist es zu wissen, dass alles seinen Sinn haben kann, was mit uns geschieht.

Jedenfalls inspirierte die Erzählung vom Sprachlehrer meines Vaters diese Patientin, ehrenamtlich Deutsch-Nachhilfestunden für ausländische Schüler aus ihrem Stadtteil anzubieten. Dabei lernte sie Ali kennen, dessen syrischer Vater keine Zuwanderungserlaubnis bekommen hatte und dessen deutsche Mutter in Syrien ermordet worden war. Der eltern- und heimatlose Ali wollte am liebsten sterben. Ach, wie gut verstand meine Patientin den Jungen! Ihre und seine Sensibilität schwangen auf derselben Wellenlänge. Behutsam schloss sie Freundschaft mit dem Jungen, half ihm aus seiner Krise und integrierte ihn zunehmend in ihre eigene Familie. Als wir unsere therapeutischen Gespräche abschlossen, durfte ich den Jungen kurz sehen. Er hing an seiner neuen Pflegemutter, scherzte mit ihr und neckte sie. »Wissen Sie jetzt, was an Ihnen Besonderes ist?«, fragte ich sie. »Oder soll Ali es Ihnen erklären?« »Nicht nötig«, winkte sie ab. »Ich habe begriffen, dass auf jeden von uns etwas wartet. Inzwischen weiß ich auch« – und dabei strich sie dem Kind zärtlich über das struppige Haar –, »wer auf mich gewartet hat!«

aus: »Konzentration und Stille«, München ³2005, S. 17ff.

Dominieren die ersten zwei Lebensjahre?

Hier ist ein Auszug aus einem psychologischen Gutachten über einen 22-jährigen Mopeddieb, das ich einst zu Gesicht bekam:

»Der Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen Persönlichkeit von X. Y. muss in einer weit zurückliegenden seelischen Verletzung gesucht werden, die in den ersten zwei Lebensjahren stattgefunden hat. Dieses verwundende Erlebnis blieb unerledigt und uneingebaut auf dem Grund der Seele liegen, als ein vom Be-

wusstsein losgelöster seelischer Komplex, als eine Kraft, die heimtückisch, mit dämonischer Gewalt ihre Herrschaft ausübt und ausbreitet. Das traumatische Erlebnis bleibt, obwohl vergessen, dennoch lebendig, affektgeladen und deshalb sprunghaft; es gefährdet und ängstigt den bewussten Teil der Persönlichkeit durch den Einbruch dunkler, archaischer Impulse in das derzeitige Leben, und die zur Integration dieses Komplexes notwendigen Bewusstseinskräfte weichen fortgesetzt vor jeder Erinnerung an dieses Erlebnis aus ...«

In der Folge wurde spekuliert, dass die »dämonischen Kräfte«, die hier bemüht wurden, um einen simplen Mopeddiebstahl zu entschuldigen, aus einer Störung der frühkindlichen oralen Phase stammen würden. Mit einfachen Worten war gemeint, dass der junge Mann als Kleinkind alsbald abgestillt und mit der Flasche ernährt worden sei; die Mutter ist dazu allerdings nicht befragt worden.

Einem solchen Herumspekulieren muss eine entschiedene Absage erteilt werden. Nichts davon ist irgendwie beweisbar. Als kleine Groteske will ich dem Leser verraten, dass meine eigenen frühesten Kindheitstage gekennzeichnet waren durch nächtliche Fliegerangriffe, wobei meine Mutter mich Nacht für Nacht aus dem Schlaf reißen und mit mir in den finsternen, kalten Luftschutzkeller flüchten musste, um dort gemeinsam mit anderen Hausbewohnern zitternd vor Angst und Kälte zu warten, ob das Haus über uns zusammenstürzen oder in einer plötzlichen Feuergegarbe aufgehen werde oder ob sie sich nach der Entwarnung durch das dunkle Stiegenhaus in die Wohnung zurücktasten könne. Demnach müssten meine eigenen »traumatischen Dämonen« eigentlich ausreichen, um mich zu verleiten, nicht nur ein Moped, sondern eine ganze Lastwagenkolonne zu stehlen ...

aus: »Auf dass es dir wohl ergebe«, München 2006, S. 100f.

Die Vorliebe meiner Mutter fürs Lesen

Ich habe nur wenige deutliche Erinnerungen an meine früheste Kindheit, und wahrscheinlich ist das gut so, denn ich bin 1942, mitten im Krieg, geboren. Aber eine meiner allerfrühesten Erinnerungen hat mit einem Buch zu tun. Ich sehe noch heute meine Mutter vor mir, wie sie in einer verdunkelten Kammer der elterlichen Wohnung in Wien an einem Tisch saß, auf dem ein Kerzenstummel brannte. Sie war in ein Buch vertieft. Offenbar war mir langweilig, denn ich begann plötzlich zu weinen. Da hob mich meine Mutter auf ihren Schoß, drückte das Buch in meine kleinen Ärmchen und erlaubte mir, immer wenn sie eine Seite fertig gelesen hatte, für sie umzublättern. Das machte Spaß, und so saß ich da, geborgen auf Mutters Schoß, gewärmt von ihrer Nähe, einbezogen in den hingebungsvollen Leseprozess und ganz und gar durchdrungen von innerem Frieden. Die Welt draußen vor der Kammer mochte aus den Fugen geraten sein, aber innerhalb unserer kleinen Kammer war die Welt in Ordnung. Vielleicht stammt aus dieser frühkindlichen Reminiszenz meine Überzeugung, dass ein gutes Buch Lebenshilfe zu leisten vermag ...

Die Lebenshilfe, die in unseren Tagen nottut, muss mehr leisten als nur die Ermutigung und Ermunterung des Hilfesuchenden, seine persönlichen Wünsche auszudrücken und ihre Zielerreichung durchzudrücken. Die »Ichstärkung«, wie man in der Tiefenpsychologie sagt, die Stärkung des Selbstbewusstseins oder, wenn man so will, die Emanzipation einer anspruchsvollen Generation ist noch nicht das ganze Heilsrezept. Wer über Durchsetzungsfähigkeit verfügt, muss noch lange nicht wissen, was im Leben lohnt, durchgesetzt zu werden. Wem Wünsche offen stehen, der muss sich über den Inhalt seiner Wünsche und ihre Vertretbarkeit nicht im Klaren sein. Das Selbstbewusstsein der Menschen ist allgemein gewachsen, aber das Bewusstsein, in einer

menschenwürdigen Welt zu leben, ist erheblich abgesunken; in dieser Situation ist Lebenshilfe in erster Linie Hilfe zur Wiederbesinnung auf Sinn- und Wertperspektiven des Lebens, ja, ist Hilfe zur Erneuerung jenes Bundes mit der Schöpfung, den der Mensch in seiner Geistigkeit, Freiheit und Verantwortlichkeit einzugehen aufgerufen ist. Und dabei kann das Medium Buch unter Umständen einen erheblichen Beitrag leisten ...

aus: »Geist und Sinn«, München 1990, S. 57f.

Zwei Orangen mit Langzeitwirkung

In der Psychotherapie gibt es viele, zum Teil widersprüchliche Richtungen, sogenannte »Schulen«. Der praktizierende Psychotherapeut weiß über die wichtigsten Bescheid, aber einmal muss er sich für eine oder wenigstens einige davon entscheiden und das heißt: sie zu *seiner* Richtung machen, zu dem, was er vertritt, und zwar nicht nur nach außen hin, seinen Klienten und Patienten gegenüber, sondern auch innerlich aus voller Überzeugung. Er muss zu dem stehen, was er lehrt und empfiehlt.

In meinem Fall ist schon während meines Studiums die Entscheidung für die sogenannte »Dritte Wiener Schule der Psychotherapie«, die von Viktor E. Frankl begründete Logotherapie, gefallen. Wieso eigentlich? Ich vermute, dass dies unter anderem mit einem Ereignis aus meiner Kindheit zusammenhängt. Dieses Ereignis blieb rund 20 Jahre vergessen, bis es während einer Vorlesung von Viktor E. Frankl, der ich als junge Studentin bewohnte, in meinem Bewusstsein wieder auferstand.

Es muss 1946 oder 1947 gewesen sein. Wien war zerbombt, aber das fiel mir als damaligem Vorschulkind natürlich nicht auf. Es war sogar lustig, über die Schutthaufen zu klettern und mit »echten« Bausteinen aus altem Ziegelgemäuer zu spielen. Dass

alle Mütter von der ständigen Angst geplagt wurden, wir Kinder könnten beim Herumstöbern auf eine verirrte Mine steigen, die noch in irgendeinem Bombentrichter lag und darauf wartete, bei der geringsten Erschütterung hochzugehen, gehört genauso zum Couleur jener Zeit wie die Begräbnisse von Kindergartenfreundinnen von mir, die an Unterernährung und Schwäche gestorben waren.

Meine Familie bestand aus meinen Eltern, meinen Großeltern mütterlicherseits, deren Wohnung im Krieg abgebrannt war, und mir, also fünf Personen. Dass zwei Zimmer als Lebensraum dafür knapp sind, habe ich bis zu meiner Matura nicht bemerkt. Denn mit dem Begriff »Wohnung« verband ich in Gedanken hauptsächlich unseren Wohnzimmertisch, an dem wir alle, wenn wir zu Hause waren, zu sitzen pflegten, jeder an seinem angestammten Platz. Da wurde gelesen, gegessen, genäht, gebastelt, da wurden später meine Hausaufgaben geschrieben, immer zwischen Tischdecken und Abräumen, Anklecksen und Saubermachen. Da wurde auch miteinander *gesprachen* – wie war das schön, das Gespräch miteinander in Freud und Leid! –, da wurde geteilt und mit-geteilt, und niemand war je allein. Ja, der alte Tisch war unsere lebendige Wohnung; der Rest aus Betten und Schränken war nur tote Staffage, Hintergrundkulisse für das Herz der Familie.

An so einem Abend muss es gewesen sein, als wegen Stromausfall die Kerzen brannten, der Wind vor den undichten Fenstern heulte, was sich daran zeigte, dass die Vorhänge mit dem flackernden Kerzenschein um die Wette schaukelten, und wir alle um den Wohnzimmertisch saßen. Doch halt, wir waren nicht komplett, mein Vater fehlte noch. Er kam spät von der Arbeit, später als sonst. Vielleicht war meine Mutter bereits etwas besorgt, denn es gab ja kein Telefon, über das er seine verzögerte Rückkehr hätte ankündigen können, und die Zeiten waren unsicher. Leute wurden aus der Not heraus wegen fünf Schillingen umgebracht ...

An jenem besagten Abend hatte es glücklicherweise einen erfreulichen Grund, dass mein Vater spät heimkam. Er hatte etwas »organisiert«. Feierlich öffnete er seine geflickte Aktentasche und holte zwei Orangen heraus. Es waren die ersten Orangen, die ich in meinem Leben sah. Ich habe keine Vorstellung, wo mein Vater sie aufgetrieben hatte; falls es in der Familie besprochen wurde, habe ich nicht hingehört. Ich wollte nur eines: damit Ball spielen, aber schnell wurde ich belehrt, dass »Bälle« solcher Art einem anderen, mehr prosaischen Zwecke dienen. Es kann sein, dass meine Mutter die Gelegenheit beim Schopf ergriff, um mir eine Einführung in die Vitaminkunde zu erteilen, aber auch davon ist gewiss nichts bei mir hängen geblieben, so aufgeregt waren wir alle über das unerwartete Geschenk.

Danach wurde es noch feierlicher. Die Orangen wurden in die Mitte des Tisches gelegt und während wir die Linsen- oder Brotsuppe, die es täglich als Abendessen gab, löffelten, hingen unsere Blicke an den mild glänzenden Früchten, die eine leckere Nachspeise versprachen. Wie lange hatten meine Großeltern und Eltern schon Hunger gelitten und gedarbt? Sieben, acht, neun Jahre? Es war kein Thema bei uns zu Hause, aber unausgesprochen stand es wohl in ihren mageren Gesichtern und umrandeten Augen geschrieben.

Endlich war es so weit. Die Teller waren in die Küche gewandert, der Tisch war sauber abgewischt, da nahm mein Vater ein Messer und schälte die beiden Orangen behutsam, damit kein Tropfen ihres kostbaren Saftes verloren ging. Nach dieser Zeremonie trennte er die einzelnen Spalten ab, zählte sie, dividierte sie durch fünf und legte vor jeden von uns das abgezählte Häufchen Orangenspalten hin, das einem Fünftel entsprach.

Was dann geschah, verschmolz zu jenem Erinnerungsbild, das sich tief bei mir einbrennen sollte. Zunächst herrschte Stille und jeder sah begehrllich auf sein »Häufchen« nieder. Dann begann

einer – und ich weiß nicht einmal mehr, wer – sein Häufchen mit einer schlichten Handbewegung zu dem meinigen herüberzuschieben. Der nächste folgte und der nächste. Oma und Opa, Mutti und Papa schoben stillschweigend ihre abgezählten Orangenspalten auf meinen Platz und ich – aß sie alle auf einen Sitz. Sie schmeckten herrlich, und ich machte mir als vier- oder fünfjähriges Kind nicht die geringsten Gewissensbisse daraus, der zuschauenden Familie vorzuschwärmen, wie süß sie waren. Aber ich erinnere mich noch an das Lächeln auf den im Kerzenschein fleckigen und vom Hunger gefurchten Gesichtern rundum; es war ein Lächeln der Freude.

Wie gesagt, dieses Bild sank auf den Grund meiner Seele und ruhte dort, bis es rund 20 Jahre später in einem Hörsaal der Wiener Universität wieder zum Leben erwachte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich als junge Psychologiestudentin fast sämtliche Werke von Freud, Jung, Adler, Reich und aus der Pawlow'schen Schule mit großem Interesse gelesen und wusste eine Menge über die Triebdynamik im Menschen, über kompensierte Machtgelüste, konditionierte Gewohnheiten und dergleichen mehr. Da verschlug es mich in eine Vorlesung von Viktor E. Frankl, einem kleinen, weißhaarigen Professor, von dem ich bis dahin nichts gehört hatte. Er trat vor uns Studenten und es war, als spräche er eine andere Sprache als die übrigen Psychologielehrer. Er behauptete, dass der Mensch zwar einerseits ein hoch entwickeltes Tier mit Trieben, Gelüsten und Gewohnheiten sei, doch andererseits sich über das Animalische in sich selbst erheben könne, sich selbst transzendieren könne in der Hingabe an eine Aufgabe und in der Begegnung mit anderen Menschen. Ja, dass der Mensch in Wahrheit ganz Mensch nur dort werde, wo er sich (trotz Trieben, Gelüsten und Gewohnheiten) freiwillig unterordnet einem von ihm erkannten Sinn, den es zu erfüllen gilt, oder einem Liebesdienst, den es zu leisten gilt, was beides

ihn zugleich beglückt und erspüren lässt, wozu er auf der Welt ist.

Der kleine, weißhaarige Professor hatte kaum zehn Minuten gesprochen, da tauchten vor meinem geistigen Auge der alte Tisch, die rußigen Kerzen und vier Personen auf, die einem Kind Orangenspalten zuschoben, die sie selbst bitter benötigten ... und plötzlich wusste ich: Der Professor hat recht! Die *Selbsttranszendenz*, die Fähigkeit des Menschen, in der Erfüllung eines Sinnes über sich selbst hinauszuwachsen, gibt es; mehr noch, sie ist *das menschliche Spezifikum*, das uns erst wirklich Mensch sein lässt. Eine Psychologie, die dies übersieht, kennt den Menschen nicht.

Längst sind sie alle tot, meine Großeltern und meine Eltern. Doch dass sie nicht mehr unter uns weilen, nimmt nichts von dem hinweg, was sie getan haben. In der Ewigkeit ist die Handbewegung, mit der sie einst die Früchte ihres Lebens zu mir herübergeschoben haben, aufgehoben wie alles andere: unverlierbar. Hätte ich ohne sie meinen Weg als Psychologin zu den Herzen meiner Mitmenschen gefunden?

Vielleicht.

Vielleicht auch nicht.

aus: »Der Seele Heimat ist der Sinn«, München 32007, S. 11–15

Eine meiner wertvollsten Erfahrungen

Es geschah, als ich etwa sieben Jahre alt war. Ich wohnte damals mit meinen Eltern in einer kleinen Wohnung nahe dem Park Schönbrunn in Wien. An einem schönen Sommernachmittag erlaubte mir meine Mutter, in den Park zum Ballspielen zu gehen. Sie band mir ihre Uhr ums Handgelenk und ermahnte mich, pünktlich um 18 Uhr abends wieder zu Hause zu sein. Für mich, damals ein folgsames Mädchen, war das kein Problem. Aber ge-

gen 16 Uhr blieb die Uhr stehen, und dass ein solches Wunderding kaputtgehen könnte, lag jenseits meines Horizonts. Nichts ahnend tollte ich herum und da die Zeiger der Uhr nicht auf 18 Uhr zurückten, ging ich auch nicht nach Hause. Schließlich dämmerte es, was mir sonderbar vorkam, und ich kehrte heim. Ähnlich sonderbar schien es mir, dass mein Vater die Türe öffnete, der sonst nie vor 20 Uhr abends zu Hause war. Kaum, dass er mich sah, hagelte es Ohrfeigen. Das war für mich das Sonderbarste, denn ich verstand nicht, was los war. Meine Mutter murmelte, dass es jetzt für ein Abendessen zu spät sei, und schickte mich zu Bett. Selbst bei diesem deutlichen Hinweis fand ich keine Erklärung für die merkwürdigen Vorgänge. Ich wusch mich, legte Mutters Uhr ab und kroch unter die Decke.

Plötzlich flammte im Schlafzimmer das Licht auf und meine Eltern kamen an mein Bett. Sie knieten nieder und *entschuldigten sich*. Offenbar hatten sie die stehen gebliebene Uhr entdeckt und in einen logischen Zusammenhang mit meiner Unpünktlichkeit gebracht. Meine Mutter holte eine aufgewärmte Suppe herbei. Mein Vater gestand, die Beherrschung verloren zu haben. Aus lauter Liebe und Sorge um mich, wie er betonte. Er habe sich fürchterlich aufgeregt, weil ich so lange verschwunden gewesen war, habe sogar schon Polizeihunde anfordern wollen. Nie werde ich diese Nachtstunde vergessen: Ich amüsierte mich königlich! Die Situation übertraf meine kühnsten Träume! Im Bett noch Suppe löffeln zu dürfen und Vater auf den Knien vor mir ... Es war wie Geburtstag und Weihnachten zugleich!

Heute ist mir klar: Es war eine meiner wertvollsten Erfahrungen. Denn damals haben mich meine Eltern gelehrt, dass alles, und zwar wirklich alles, was in unserer Schwachheit schiefläuft, wieder ausgebügelt werden kann. Es braucht nur die Reue, auf die Knie zu sinken, und die innere Größe, der Wahrheit das Wort zu geben. Dann – tritt die Gnade hinzu.

Bis heute fällt es mir nicht schwer, ein Versagen zuzugeben und mich bei jemandem zu entschuldigen. Die »Gnade« wirkt immer noch nach.

aus: »Auf dass es dir wohl ergehe«, München 2006, S. 249f.